

Ashley Carrington

# **Maralinga**

Roman



*In Liebe*  
*Für Axel, Elisa*  
*und Anna-Katharina Schröder*

»... Aber sprachlos war unsere Liebe und mit Schleiern umhüllt. Nun aber ruft sie laut zu dir und möchte unverhüllt vor dir stehen. Und von jeher war es so, dass die Liebe erst in der Stunde der Trennung ihre eigene Tiefe erkennt ...«

*Der Prophet,*  
Khalil Gibran

Am Tag der Tragödie erwachte Schwester Lena, lange bevor die kleine Klosterglocke mit ihrem hellen Klang dem Konvent kurz vor vier Uhr das Ende der Nacht verkündete und zum frühmorgendlichen Chorgebet in die Klosterkirche rief.

Die warme Sommerluft, die durch die weit geöffneten Fenster in den kleinen Schlafsaal drang, war erfüllt vom intensiven Duft des wilden Jasmin, der unten an der Klostermauer eine lange Hecke bildete und noch immer in voller Blüte stand. Das frische Menthol-Aroma der hohen und immergrünen Eukalyptus-Bäume, die den Konvent der *Sisters of the Sacred Heart* in den Hügelketten östlich von Adelaide mit einem breiten, schattenspendenden Gürtel umschlossen, vermochte auf dieser Seite der Anlage gegen die manchmal fast schon betäubende Schwere der Jasmin-Sträucher nichts auszurichten.

Schwester Lena bekreuzigte sich, sowie die Schläfrigkeit von ihr abfiel, und sprach leise ihr morgendliches Dankgebet: »Herr, ich danke Dir für den neuen Tag, den Du mir schenkst. Befreie mich von den falschen Bindungen an das Irdische und mache mich empfänglich für die Gaben des Himmels. Lass mich mit jedem Tag bewusster in Deiner Gegenwart leben und bleibe mir allzeit nahe mit Deinem Erbarmen. Darum bitte ich durch Christus, unseren Herrn. Amen.«

Dann schlug sie das dünne Laken zurück, setzte sich auf, streckte sich und blieb einen Augenblick auf der harten Bettkante sitzen, während sie in die jasminschwere Dunkelheit lauschte. Deutlich hörte sie den regelmäßigen Atem der drei anderen jungen Frauen, mit denen sie den Raum über dem Refektorium teilte. Schwester Emily und Schwester Bridget, die beiden Postulantinnen, lebten erst seit wenigen Monaten im Kloster, und Schwester Angela, die wie sie selbst kurz vor dem Ende ihres Noviziats stand und mit ihr der ersten Profess, dem zunächst zeitlich begrenzten Ordensgelübde, entgegenfieberte, erwachte nie frühzeitig. Die kleine, etwas pummelige Frau besaß zudem die segensreiche Gabe, sich von einem Augenblick zum anderen in tiefen Schlaf fallen lassen zu können, wann immer sich ihr die Möglichkeit zu einem Nickerchen bot. Für eine Nonne, die in einem kontemplativen Orden nach der benediktinischen Regel lebte, bedeutete solch eine Gabe ein wahres Geschenk Gottes. Denn das Offizium, das Lob Gottes, mit seinen festgelegten Gebetszeiten beherrschte nicht nur weitgehend den Tag, sondern verkürzte auch den Nachtschlaf ganz erheblich.

Mit nackten Füßen huschte Schwester Lena über den rauen Steinboden in den angrenzenden Waschraum. In den gottlob nur kurzen Wintermonaten ging oft eine durchdringende Kälte von den Fliesen aus. Doch jetzt, in der zweiten Februarhälfte, spürten ihre Fußsohlen nicht

einmal mehr die Ahnung von Kühle. Dabei beugte sich der Hochsommer nach hitzeflirrenden Monaten nun doch den milderen Temperaturen des herannahenden Herbstes.

Das Wasser, das Schwester Lena aus dem bauchigen Steinkrug in die Waschschüssel goss und mit den Händen zum Gesicht führte, war so warm wie die Luft und brachte wenig Erfrischung. Ohne sich abzutrocknen, kehrte sie in den kleinen Schlafsaal zurück. Leise schlüpfte sie in ihr Ordensgewand, schloss die lange Knopfleiste, schlüpfte in ihre Sandalen und setzte die gestärkte Haube auf. Mit raschen, längst zur Routine gewordenen Handgriffen richtete sie das lange Schultertuch der Haube und vergewisserte sich, dass auch nicht eine einzige Strähne ihrer kurzen blonden Locken am Rand hervorlugte. Nachlässigkeiten dieser Art hatten unweigerlich einen Tadel der Mutter Oberin zur Folge; Mutter Laurentia führte den Konvent der *Sisters of the Sacred Heart* mit äußerst strenger Hand, was diese Dinge betraf. Und das war auch gut so, erwies sich das Fleisch doch nur allzu oft als erschreckend schwach und leicht geneigt, der Versuchung nachzugeben.

Schwester Lena nahm vom Nachttisch das ledergebundene Stundenbuch, das ihre Mutter ihr am Vorabend ihres Eintritts ins Kloster geschenkt hatte, und verließ den Schlafsaal, ohne eine ihrer jungen, fest schlafenden Mitschwestern zu stören. Die Dunkelheit in den langen Gängen und auf der Treppe machte ihr nichts mehr aus; sie bewegte sich, ohne zu zaudern. Nach drei Jahren fand sie sich im Kloster notfalls auch mit verbundenen Augen zurecht.

Der Kreuzgang, der zu allen Zeiten eine besondere Faszination auf sie ausübte, schien sie wie ein guter Freund mit seinem tiefen, friedvollen Schweigen zu begrüßen. Wie viele Stunden hatte sie hier schon im Gebet und in stiller Betrachtung verbracht! Diesen Ort würde sie ihr Leben lang lieben, dessen war sie sich gewiss.

Die von Säulen getragenen Rundbögen wirkten vor dem etwas helleren Innenhof wie die Silhouetten schwarzer Scherenschnitte. Leise knirschte der Sand unter ihren Sandalen, als sie sich hinaus in den vom Kreuzgang umschlossenen Hof begab, dessen üppige Blumenpracht und Fülle von blühenden Sträuchern das Werk von Schwester Apollonia war.

Schwester Lena setzte sich auf eine der Bänke und genoss eine Weile die stille Morgenstunde. Der neue Tag war nicht mehr fern. Der Himmel über ihr verlor schon seine samtene Schwärze, und mit ihr verblasste auch das Funkeln der Sterne. Sie verspürte auf einmal den Wunsch, hier bis zum Sonnenaufgang sitzen zu bleiben und zuzusehen, wie die ersten Wogen goldenen Lichtes den Himmel eroberten, über das Dach des Konvents fluteten, schließlich in den Innenhof des Kreuzgangs herabfielen und sich mit leuchtender Kraft über die Blumenpracht ergossen.

Sie schalt sich jedoch sofort für diesen törichten Gedanken, den man wohl einer jungen, unreifen Postulantin nachsehen konnte, nicht jedoch einer Novizin wie ihr, die in wenigen Wochen die Profess ablegen wollte. Wie konnte sich in ihr bloß der Wunsch regen, das Gotteslob im Kreise ihrer Mitschwestern für ein verträumtes Stündchen im Innenhof eintauschen zu wollen! Für diesen Moment der Schwäche musste sie Abbitte leisten.

Schnell erhob sie sich von der Bank und begab sich in die Gnadenkapelle, in der neben dem ewigen Licht zwei Kerzen vor dem Marienaltar brannten. Sie kniete nieder, nahm ihren Rosenkranz zur Hand und versenkte sich mühelos in das vertraute Gebet.

Kurz vor vier Uhr schlug die Glocke auf dem Dach des Wohntraktes und rief die Nonnen zum Chorgebet. Schwester Lena nahm in der Klosterkirche auf der Nonnenempore, die ein gutes Stück in das Kirchenschiff hineinragte, ihren angestammten Platz im Chorgestühl ein. Als der Gesang der versammelten Kommunität nicht nur bis in den entferntesten Winkel des Gotteshauses drang, sondern Schwester Lena auch im Innersten bis in die letzte Faser erfüllte, konnte sie über ihren Moment der Schwäche nur noch lächeln. Nichts vermochte dieses Gefühl der Hingabe und Erfüllung zu übertreffen, mit dem sie hier im Kloster täglich aufs Neue beschenkt wurde.

Und als später beim feierlichen Hochamt helles Sonnenlicht durch die Kirchenfenster flutete, in bunten Kaskaden gefächert über den Steinboden fiel und sie mit ihren Mitschwestern das »Gloria« sang, dachte sie mit andächtigem Staunen an die Wunder Gottes, an seine unbegreifliche Schöpfung, erfüllt von Dankbarkeit, wie wunschlos glücklich und gesegnet sie doch war.

## 2

Fast zur selben Stunde, gute vierzig Meilen nordöstlich von Adelaide im Barossa-Tal, kämpfte Ludwig Seewald, ein kräftiger, untersetzter Mann von fünfzig Jahren, schwitzend mit den Tücken des technischen Fortschritts, der sich Automobil nannte, von der Mehrzahl der Landbevölkerung aber immer noch als »pferdelose Kutsche« bezeichnet wurde.

Ludwig Seewald musste hinter der scharfen Kurve herunterschalten, weil die staubige Straße vor ihm anstieg und der halb offene Talbot mit seinen vierzehn Pferdestärken die Steigung hinauf nach *Finnegan's Park* sonst nicht bewältigt hätte, wie er insgeheim fürchtete. Mehrmals heulte der Motor gequält auf, als er den Gang wechseln wollte und dabei wiederholt zu

viel Gas gab. Ein heftiger Ruck ging durch den Wagen, als der Gang schließlich fasste und den Talbot nach vorn schießen ließ.

»Heilige Muttergottes, der Motor wird doch wohl nicht gleich explodieren, oder?«, stieß Anna Seewald, die sonst nichts so leicht aus der Fassung brachte, erschrocken auf dem Beifahrersitz hervor und bekreuzigte sich hastig. »Halt besser an!«

»Ach was! Ich bin nur noch nicht so richtig vertraut mit dem Automobil«, beruhigte Ludwig Seewald seine Frau. Sie trug wie er einen langen Staubmantel und eine klobige Schutzbrille, die ihrem Gesicht ein etwas groteskes Aussehen verlieh, wie selbst er zugeben musste. Auf die Lederkappe mit den herabhängenden Ohrenschützern, die er selbst mit solchem Stolz trug, hatte sie allerdings verzichtet; ihr faustdicker Zopfkranz, mit dem sie ihr streng nach hinten frisiertes Haar krönte, passte nicht darunter. Ein Kopftuch leiste ihrer Überzeugung nach weit bessere Dienste, zumal an solch heißen Sommertagen wie diesen, wo man der Hitze noch nicht einmal in den frühen Morgenstunden zu entrinnen vermochte.

»Ich wünschte, wir hätten Prinz oder den robusten Zeus vor den Buggy gespannt und dieses ... lärmende Ungetüm im Schuppen gelassen! Da hätten meine Nerven weniger gelitten, ganz abgesehen von den blauen Flecken, die uns so erspart geblieben wären«, bedauerte Anna Seewald. »Und wir wären auch nicht dermaßen staubig wie in so einer pferdelosen Kutsche!«

»Warum sollen wir nicht zeigen, was wir uns hart erarbeitet haben, Anna?«, hielt er ihr fröhlich entgegen.

»Weil es eitle Hoffart und nicht gottgefällig ist – und weil wir das Geld für anderes viel dringender benötigt hätten, wie du sehr wohl weißt!«, hielt sie ihm leicht ungehalten vor. »Hast du mal ausgerechnet, wie viele neue Rebstöcke wir dafür hätten kaufen können? Das Geld hätte mit Sicherheit gereicht, um eine neue Rebsorte auf *Maralinga* anzupflanzen! Und zwei neue Weinpressen hätten wir auch ganz gut gebrauchen können, wo unsere doch ständig ausfallen, weil hier etwas bricht und dort etwas klemmt. Einmal ganz abgesehen davon, dass die Ernte dieses Jahr nicht so ausfallen wird, wie wir es uns erhofft haben. Zumindest hättest du warten müssen, bis wir wissen, wie viele Kisten Wein Mister Cavendish von unserer letzten Abfüllung in seinem Weingroßhandel in Adelaide hat absetzen können. Ein wenig Geld auf der hohen Kante hätte uns in dieser Situation bestimmt gutgetan. Denn wer weiß, was das Jahr noch an Unvorhergesehenem bringt! Zudem muss einiges am und im Haus dringend ausgebessert und renoviert werden. Ach, ich könnte dir noch so vieles aufzählen, wofür wir das Geld zehnmal sinnvoller hätten verwenden können.«

Damit traf Anna Seewald einen wunden Punkt, und ihr Mann reagierte darauf mit einer ärgerlichen Geste, hinter der er sein schlechtes Gewissen zu verbergen versuchte. »Nun fang bloß

nicht wieder davon an!«, erwiderte er gereizt. »Gar so schlecht wird die Ernte schon nicht ausfallen, und den Wagen habe ich verhältnismäßig günstig bekommen.«

»Ja, aber eben nur *verhältnismäßig* günstig! Wenn ich nur Sixpence in der Tasche habe, ist und bleibt eine große Zuckertüte für fünf Pennies ein sündhaft teures Vergnügen!«, grollte Anna Seewald.

Ludwig Seewald zog es vor, diesen berechtigten Vorwurf einfach zu überhören. Der Wagen hatte die lange Steigung mittlerweile überwunden und tauchte auf der Kuppe der Anhöhe in den Schatten der Palmen-Allee, die sich über eine Viertelmeile erstreckte und zum herrschaftlichen Landhaus der Finnegans führte, das nicht zu Unrecht den Namen *Finnegan's Park* trug. »Außerdem ist es ganz gut, wenn wir in einem Automobil vorfahren. Das wird gehörig Eindruck machen. Eine solche Anschaffung ist nun mal ein unübersehbarer Beweis dafür, dass es uns gut geht und wir nicht auf Almosen angewiesen sind.« Er zwinkerte seiner Frau zu.

Diese gab ein ärgerliches Schnauben von sich. »Hör auf mit diesen Reden! Du streust dir doch nur selbst Sand in die Augen, Ludwig! Uns geht es alles andere als gut! Genau genommen leben wir von der Hand in den Mund.«

»Nun mach es mal nicht so dramatisch, Liebes«, sagte er besänftigend. »Wir haben auf *Maralinga* schon mehr als eine Krise gemeistert, oder etwa nicht?«

»Schon, aber allmählich werde ich dafür zu alt. Und leider ist auf Krautscheid auch kein Verlass mehr. Statt dir ins Gewissen zu reden, sieht er tatenlos zu, wie du die Zügel auf *Maralinga* schleifen lässt.«

Er winkte fröhlich ab. »Nun hör mal mit deinem Gemäkel auf, Anna. Ich sage dir, James Finnegan wird es diesmal nicht wagen, uns die Daumenschrauben anzulegen und uns herunterzuhandeln. Wenn er wie üblich einen Teil unserer Ernte für seine Weinkellerei haben will, wird er einen guten Preis zahlen müssen!«

»Dein Wort in Gottes Ohr!«, seufzte Anna Seewald und verfiel in sorgenvolles Schweigen. Einmal mehr wünschte sie, ihr Ludwig könnte besser mit Geld umgehen, der Realität nüchtern in die Augen sehen und mehr geschäftlichen Weitblick entwickeln. Nur gut, dass sie bei fast allen wichtigen geschäftlichen Verhandlungen stets zugegen war. Zwar hatte ihnen das zu Anfang spöttische Bemerkungen und so manch eine indignierte Reaktion eingebracht, besonders bei Männern wie James Finnegan. Aber die Leute hatten sich schnell daran gewöhnt, dass sie, Anna Seewald, nicht nur ihren Mann bei der harten Arbeit in den Weinbergen von *Maralinga* stand, sondern auch über alle geschäftlichen Belange unterrichtet und bei wichtigen Entscheidungen mit einbezogen sein wollte, selbst wenn sie das Reden und Verhandeln ihrem Mann überließ. Nur, viel hatte das auch nicht geholfen, das Weingut endlich auf eine



solide finanzielle Basis zu stellen. Ihr Mann liebte das gute Leben einfach zu sehr, um vorsichtiger mit seinen Ausgaben zu sein. Sie gab es nicht gern zu, nicht einmal vor sich selbst, aber seine Unbekümmertheit jagte ihr immer mehr Angst ein, je älter sie wurde.

»Ah, da sind wir ja schon!«, rief Ludwig Seewald betont munter, als sie das Ende der Palmen-Allee erreichten, um eine gepflegte Rasenfläche mit Blumenbeeten herumfahren und Augenblicke später vor dem prächtigen Domizil der Finnegans anhielten.

Das Gebäude bestand aus massivem Barossa-Bluestone und ähnelte mit seinen Erkern und dem Turmaufsatz über dem Mitteltrakt einem kleinen, aber für die örtlichen Verhältnisse doch sehr beeindruckenden englischen Landsitz. Remise, Pferdestallungen und einige weitere Wirtschaftsgebäude lagen seitlich im Schatten hoher Bäume.

Obwohl Missgunst ihm eigentlich völlig fremd war und gar nicht seiner unbekümmert lebensfrohen Natur entsprach, befahl Ludwig Seewald beim Anblick dieses herrschaftlichen Anwesens doch jedes Mal ein Anflug von Neid. Es wurmte ihn, dass ausgerechnet James Finnegan, der vor gut fünfunddreißig Jahren im Hafen von Adelaide mit entschieden weniger Geld in der Tasche von Bord eines britischen Einwandererschiffes gegangen war als er, dass dieser irische Handlanger eines Dubliner Schankwirtes und Weinhändlers es mit seiner Durchtriebenheit und Geschäftstüchtigkeit so weit gebracht hatte, während er, Ludwig Seewald, sich nach kaum weniger Jahren in Australien noch immer abmühen musste, um seine Familie und *Maralinga* über Wasser zu halten.

Er tröstete sich schnell damit, dass Reichtum zwar seine unbestrittenen Vorteile besaß, aber eben doch noch längst kein Garant für Glück war, wofür James Finnegan ein gutes Beispiel darstellte. Das kleine Weingut *Maralinga*, das Anna und er hier im Barossa-Tal im Schweiß ihres Angesichtes aufgebaut hatten, würde ihn sicherlich nie zu einem vermögenden Mann machen. Aber was das Glück betraf, das Herz und Seele erfüllte und wirklich zählte, so hatte er, Ludwig Gottlieb Seewald aus der Pfalz, die weitaus größeren Reichtümer vorzuweisen, nämlich vier gesunde, prächtige Kinder und eine nicht minder prächtige Frau, deren Tüchtigkeit ebenso unerschöpflich war wie ihre Herzensgüte und ihre eheliche Liebe und Treue. Dagegen war James Finnegan mit seinen desolaten Familienverhältnissen wahrhaftig ein bedauerenswert bettelarmer Tropf.

Dieser Gedanke vertrieb den neidvollen Groll, der sich flüchtig in Ludwig Seewald geregt hatte. Er stellte den Motor aus, setzte die Schutzbrille ab und stieß schwungvoll den Wagenschlag auf. Dabei sagte er in regelrechter Hochstimmung zu seiner Frau: »Nun denn, Anna, dann wollen wir dem alten Halsabschneider mal die Ehre geben!«

»Der alte Halsabschneider, wie du ihn nennst, ist zweiundfünfzig und damit gerade mal anderthalb Jahre älter als du«, erinnerte Anna ihn trocken, die selbst gerade erst die vierzig überschritten hatte.

»Aber ich fühle mich mindestens fünfzehn Jahre jünger, und ich denke, das habe ich allein dir zu verdanken«, flüsterte er und tätschelte Anna die Hüfte.

»Ludwig!«, gab sie sich entrüstet, während ihr in Erinnerung an die vergangene Nacht das Blut ins Gesicht schoss; schnell entzog sie sich seiner Hand mit einer Drehung.

Er lachte vergnügt. »Weißt du, dass du noch immer wie ein junges Mädchen errötest ... und dass es noch genauso verführerisch auf mich wirkt wie damals, als ich dich vor einundzwanzig Jahren auf dem Hof der Bäckerei in Tanunda nach deinem Namen gefragt habe?«

»Du bist wirklich unverbesserlich, Ludwig Seewald!«, erwiderte sie kopfschüttelnd, doch ihre Augen leuchteten voller Liebe, und um ihren Mund spielte ein weicher, zärtlicher Zug.

Douglas, der älteste Sohn von James Finnegan, kam über den Vorplatz auf sie zu. Der sechsundzwanzigjährige, athletisch gebaute Mann trug einen Tennisschläger unter dem Arm. Er machte eine blendende Figur in der weißen Tenniskleidung, bestehend aus langer Leinenhose und kurzärmeligem Hemd. Sie bildete einen eindrucksvollen Kontrast zu seinem vollen, tief-schwarzen Haar und seinem sonnengebräunten Gesicht mit den überaus markant-männlichen Zügen. Er ähnelte seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten; sogar die kantige Kinnpartie hatte er von ihm geerbt.

Er begrüßte die beiden und sagte dann mit einem Blick auf den Talbot ein wenig spöttisch auf Barossa-Deutsch: »Ich sehe, Sie gehen auf *Maralinga* mit der Zeit, Herr Seewald!«

»Ich weiß, mit der Zeit zu gehen, gilt eigentlich als das alleinige Privileg der Jugend. Aber ich habe mir erlaubt, mich nicht daran zu stören, Mister Finnegan«, antwortete Ludwig Seewald in fast akzentfreiem Englisch.

In der eigenen Familie und mit den meisten Nachbarn sprach er in dem deutschen Dialekt, der sich im Laufe der Zeit ausgeprägt hatte. Er mochte es jedoch nicht, wenn Australier britischer Abstammung Barossa-Deutsch mit ihm redeten; es hatte etwas Herablassendes, Gönnerhaftes an sich. Im Gegensatz zu den vielen Tausend deutschen Einwanderern zumeist altlutherischen Glaubens, die das Barossa-Tal seit den Dreißigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts besiedelt hatten und bis in die Gegenwart unbeirrt an ihrer deutschen Sprache sowie ihren Sitten und Gebräuchen festhielten, hatte er sich vom ersten Tag an eisern bemüht, diese fremde Sprache zu beherrschen, wie sie in diesem Land unter dem Kreuz des Südens gepflegt wurde, und sich der neuen Kultur anzupassen. So hatten er und Anna auch ihre Kinder erzogen. Sie hatten zwar automatisch auch Deutsch gelernt, doch stets im Schatten des Englischen, das nun

eben die Sprache ihrer Heimat war. Und nach mehr als achtundzwanzig Jahren, die er nun schon hier lebte, fühlte sich Ludwig Seewald auch längst nicht mehr als Deutscher, sondern als Südaustralier, der tief in diesem Land verwurzelt war. Die Einbürgerung, die er vor zehn Jahren vorgenommen hatte, als sich am 1. Januar 1900 die einzelnen eigenständigen britischen Kolonien in diesem Land zu einer Föderation zusammengeschlossen und den modernen Staat Australien gebildet hatten, diese Einbürgerung hatte nur offiziell bestätigt, was in seinem Selbstverständnis schon lange verankert war – nämlich das Bewusstsein, genauso Australier wie all die anderen Einwanderer zu sein, die seit der Ankunft der ersten Sträflingsflotte im Jahre 1788 den roten Kontinent besiedelten, und genauso stolz auf seine Pionierarbeit in diesem Land sein zu dürfen.

»Vater schwört auf Daimler und Lanchester, und wir haben mit beiden Wagen auch wirklich nur die allerbesten Erfahrungen gemacht«, erklärte Douglas selbstgefällig, um mit einem nachsichtigen Lächeln hinzuzufügen: »Aber dieser kleine Talbot soll ja auch seine Vorzüge haben.«

Anna Seewald reckte angriffslustig das Kinn. »In der Tat! Vorzüge, die sich allerdings nicht jedem gleich erschließen!«, antwortete sie spitz, um im nachsichtig mütterlichen Tonfall fortzufahren: »Und jetzt lassen Sie sich nicht länger aufhalten, junger Mann. Sie wollen bestimmt zum Spielplatz.«

Das überhebliche Lächeln des jungen Mannes gefror.

»Das heißt Tennisplatz, meine Liebe«, bemerkte Ludwig Seewald und hatte Mühe, sich ein Schmunzeln zu verkneifen. Seine Frau reizte man nicht ungestraft.

Anna zuckte die Achseln. »Das läuft ja wohl auf dasselbe hinaus«, meinte sie ungerührt, fuhr aus dem Staubmantel und legte ihn in den Wagen.

»Genau genommen heißt es *court*, aber das können Sie ja nicht wissen«, korrigierte Douglas sie schmallippig. »Und ich komme gerade von dort zurück. Ich habe meinen Halbbruder glatt in drei Sätzen geschlagen. Aber auch das wird Ihnen vermutlich nicht viel sagen.«

»Ich denke, wir sollten Ihren Vater nicht länger warten lassen«, sagte Ludwig, der sich gerade auch seines Staubmantels entledigte und ihn zusammengefaltet auf die Rückbank legte, zu Douglas. Er streifte auch die Lederkappe vom Kopf und strich sich durch sein schütteres, schon früh ergrautes Haar.

Douglas nickte knapp und winkte mit herrischer Geste einen der Bediensteten heran. »Fahr den Wagen in die Remise, Orville!«, befahl er dem hageren Mann, der von den Stallungen herbeieilte.

»Danke, das werden wir nachher bestimmt zu schätzen wissen«, meinte Ludwig versöhnlich.  
»Wenn gleich die Sonne hinter dem Dach hervorkommt, werden die Sitze im Handumdrehen so heiß, dass man Speck auf ihnen braten kann.«

Douglas lächelte mit kühler Höflichkeit. »Dad erwartet Sie hinten auf der Terrasse«, erklärte er und bedeutete den beiden, ihm zu folgen. Er führte sie durch die hohe und herrlich kühle Halle, die mit weißen und schwarzen Marmorplatten im Schachbrettmuster ausgelegt war, und geleitete sie durch einen der erlesen eingerichteten Salons hinaus auf die rückwärtige Terrasse.

Ludwig Seewald blieb unwillkürlich stehen, als er hinter Douglas durch die Tür trat und sich ihm das einzigartige Panorama darbot, das noch jeden Besucher von *Finnegan's Park* in Bewunderung versetzt hatte – und zwar bei jedem Besuch wieder aufs Neue. Vor seinem Auge erstreckte sich das Barossa-Tal, das mit seinem Herzstück gerade mal zwanzig Meilen in der Länge und acht Meilen in der Breite maß. Sanfte Hügelketten durchzogen die fast parkartige Landschaft. Kleine Siedlungen und Ortschaften ruhten wie Inselchen in dieser behutsam wogenden See aus Weinbergen, Obsthainen, Feldern, Weiden und Ackern. Und nie mussten die Augen weit schweifen, um auf einen der vielen weiß gestrichenen Kirchtürme zu stoßen, die überall im Barossa-Tal spitz wie Stifte aufragten und überwiegend lutherischen Gotteshäusern angehörten.

Der Blick schweifte ungehindert weit über die Tanunda- und Nuriootpa-Ebene bis zu den Bergen der Mount Lofty Range im Norden und Osten hinaus. Und im Süden stiegen, scheinbar zum Greifen nahe, über den dicht bewaldeten Hängen einer weiteren Bergkette die Zwillingsspitzen des fast zweitausend Fuß hohen Kaiserstuhls mit seinen steilen Flanken aus dem Barossa-Tal auf. Einzig der Blick auf die Greenock Hills, die den Talkessel im Westen begrenzten, blieb einem von der Terrasse aus verwehrt.

Ludwig konnte sich nie sattsehen an dieser anmutig sanften Landschaft aus gestaffelten Hügelketten, die in einem mauvefarbenen Ton schimmerten und überall von den dunkelgrünen Bändern der Weinberge durchzogen wurden. Barossa bedeutete: »Hügel der Rosen«.

Ludwig Seewald seufzte kaum hörbar. Auf Erden gab es kein Paradies, aber das Barossa-Tal kam dem Garten Eden, so wie er ihn sich vorstellte, schon sehr nahe. Wie sehr er dieses Tal doch liebte!

James Finnegan saß in einem bequemen weißen Korbsessel unter der von immergrünem Efeu überwachsenen Pergola und studierte die Tageszeitung, als sein ältester Sohn mit Ludwig und Anna Seewald auf der Terrasse erschien. Breitschultrig, von hochgewachsener Gestalt und mit einem überaus markanten Gesicht, dessen scharf geschnittene Züge noch von einem dich-

ten, akkurat gestutzten Vollbart von eisengrauer Farbe unterstrichen wurden, wirkte er sogar noch im Sitzen auffallend stattlich und Respekt einflößend.

Ohne Hast faltete James Finnegan die Zeitung zusammen, legte sie auf den Tisch und erhob sich. Er ging seinen Besuchern jedoch nicht einen einzigen Schritt entgegen, sondern erwartete, dass sie zu ihm kamen. Während er den linken Daumen in die linke Westentasche seines Anzuges aus bestem schwarzen Tuch hakte, zog er mit der rechten Hand aus der anderen Westentasche eine goldene Taschenuhr hervor, die an einer gleichfalls schweren goldenen Kette hing. Er ließ den mit seinem Monogramm versehenen Deckel aufspringen, warf einen kurzen Blick auf das Zifferblatt und nickte dann zufrieden, als hätte er von Ludwig und Anna Seewald auch nichts anderes als Pünktlichkeit erwartet.

James Finnegan begrüßte die beiden auf seine distanziert freundliche Art, bat sie, Platz zu nehmen, und bot ihnen eine Tasse Tee an. »Erste Darjeeling-Pflückung. Das Feinste vom Feinen, was unsere unruhige Kronkolonie Indien zu bieten hat. Frisch aufgegossen«, versicherte er. »Albert hat die Kanne erst vor einem Augenblick gebracht.«

»Gern«, sagte Ludwig, und auch seine Frau nahm das Angebot mit einem Nicken freundlich lächelnd an. Die Tasse Tee gehörte, wie das Gespräch über das Wetter, bei fast jedem Geschäft zum unverzichtbaren Ritual.

»Wenn du dann bitte so freundlich wärst einzugießen, Douglas«, bat James seinen Sohn, der sich auch zu ihnen an den Tisch gesetzt hatte.

»Mit Vergnügen«, antwortete Douglas, und ein feines Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, als er sich vorbeugte und nach der Silberkanne griff, um die hauchzarten Porzellantassen der Gäste zu füllen.

Ludwig bemerkte dieses eigenartige Lächeln, und es gefiel ihm gar nicht. Zudem irritierte und beunruhigte es ihn, dass Douglas sich wie selbstverständlich zu ihnen gesetzt und James das wortlos hingenommen hatte. In all den Jahren, die Anna und er nun schon Geschäfte mit James Finnegan machten, hatte bisher keiner seiner beiden Söhne an derartigen geschäftlichen Unterredungen teilgenommen. Dass Douglas nun mit am Tisch saß, konnte also weder Zufall noch Gedankenlosigkeit sein. Nicht bei einem derart bestimmenden Vater wie James Finnegan, der nicht nur seine Firma, sondern auch seine Familie mit buchstäblich eiserner Faust regierte – und auch sonst nichts dem Zufall überließ. Douglas goss auch sich eine Tasse Tee ein, zog dann ein silbernes Zigarettenetui hervor und steckte sich eine Zigarette an, während sein Vater dem Ritual Genüge tat, indem er mit Ludwig und Anna Seewald Gemeinplätze über das Wetter und den besorgniserregend niedrigen Wasserstand des North Para River so-

wie seiner Nebenarme austauschte, der in diesem Abschnitt des Barossa-Tals für die Landwirtschaft von größter Bedeutung war.

Als James Finnegan seine Tasse geleert hatte und sie von sich wegschob, wusste Ludwig, dass der unverbindliche Teil ihrer Unterredung sein Ende gefunden hatte und es nun ans Geschäftliche ging.

»Die Ernte wird dieses Jahr nicht viel Freude bringen«, sagte James. »Wir hatten zu viel Regen zur falschen Zeit und zu früh zu starke Hitze.«

»Nun ja, es hat gewiss schon bessere Jahre gegeben«, räumte Ludwig freimütig ein. »Aber was die Trauben auf *Maralinga* angeht ...«

»So erreichen sie vermutlich nicht einmal die Qualität, die wir zur Verarbeitung unseres billigsten, verschnittenen Branntweins brauchen, der in den Kaschemmen der Hafendocks ausgeschenkt wird«, fiel Douglas ihm kühl ins Wort.

Ludwig fuhr verdutzt zu ihm herum und war im ersten Moment sprachlos. Er rechnete damit, dass Finnegan seinen Sohn augenblicklich ob dieser Unverschämtheit zurechtweisen würde. Ihm einfach ins Wort zu fallen war schon ungebührlich genug. Aber zugleich auch noch zu behaupten, dass seine Trauben nicht einmal zur Herstellung von billigstem Brandy taugten, konnte man nur als unverfrorene Frechheit bezeichnen.

Aber anstatt Douglas zu ermahnen, sagte James völlig ungerührt von dem ungehörigen Benehmen seines Sohnes: »Ja, so schmerzlich es auch ist, Ihnen das mitteilen zu müssen, aber die Trauben von *Maralinga* sind dieses Jahr in der Tat von besonders schlechter Qualität.«

»Das kann ja wohl nicht Ihr Ernst sein! Und was heißt hier überhaupt von *besonders* schlechter Qualität?«, stieß Ludwig entrüstet hervor. »Das klingt ja so, als hätten wir schon in den vergangenen Jahren Trauben von minderer Qualität geliefert!«

»Das haben Sie ja auch«, bestätigte James kühl. »Aber die Qualität Ihrer Trauben reichte eben immer noch aus, um sie zur Herstellung von preiswertem Brandy zu verwenden. Dieses Jahr sieht es allerdings anders aus.«

»Das ist ja ... lachhaft!«, entgegnete Ludwig empört und spürte, wie sich sein Puls beschleunigte. Er blickte kurz zu Anna hinüber, die stumm und mit blassem Gesicht zwischen ihm und James saß. Aber warum sagte sie denn nichts? Sie hielt doch auch sonst nicht mit ihrer Meinung hinter dem Berg?

Anna hatte sich insgeheim zwar schon darauf eingestellt, dass James ihnen in diesem Jahr schwer zusetzen würde, aber mit einer derartigen Offensive hatte sie nicht gerechnet.

James Finnegan rief nach seinem persönlichen Bediensteten Albert. »Bring uns die Schüssel, die Douglas auf der Anrichte bereitgestellt hat!«, forderte er ihn auf.

Einen Augenblick später erschien Albert, der in seiner unauffälligen Person die Position des Kammerdieners, Sekretärs und Chauffeurs für James Finnegan in sich vereinigte, mit einer schweren Kristallschale. Er stellte die Schale, in der mehrere Dolden lagen, in die Tischmitte und zog sich mit der ihm eigenen Diskretion sofort wieder zurück.

»Das sind *Maralinga*-Trauben von jener Rebsorte, die ich Ihnen seit Jahren abkaufe«, erklärte James. »Wollen Sie immer noch behaupten, Sie könnten mir Trauben von annehmbarer Qualität liefern?«

»Wer hat Ihnen gestattet, in unsere Weinberge zu gehen und sich ohne unser Wissen Dolden von unseren Rebstöcken zu schneiden?«, wollte Ludwig erregt wissen.

»Halten wir uns doch jetzt nicht mit Lappalien auf!«, erwiderte James mit aufreizender Gelassenheit, während sein Sohn sich vorbeugte und ein paar Trauben von der obersten Dolde abpflückte. »Was tut es groß zur Sache, ob Sie mir eine Probe bringen oder ich mir vorher schon selbst eine beschaffe?«

Douglas ließ die Trauben durch die Finger gleiten. »Tatsache ist, dass sie nichts taugen«, sagte er und warf sie verächtlich auf den Tisch.

Nun blitzten Annas Augen auf. »Frechheit macht aus einem Rotzbengel weder einen Mann, noch fördert sie Geschäftsbeziehungen!«, fauchte sie James an. »Sagen Sie das Ihrem Flegel von Sohn, der offenbar vergessen hat, was Manieren sind!«

»Wie verwunderlich, dass Sie es für schlechte Manieren halten, wenn man die Dinge beim Namen nennt, Frau Seewald«, entgegnete Douglas unbeeindruckt von ihrem Protest und bestimmt nicht zufällig auf Barossa-Deutsch.

»Das sehe ich nicht anders«, stimmte sein Vater ihm kühl zu. »Und da wir schon mal dabei sind, die Dinge ungeschminkt beim Namen zu nennen: Ob Sie nun einfach nur eine Menge Pech gehabt, miserabel gewirtschaftet oder sich mit *Maralinga* schlichtweg übernommen haben – fest steht nun mal, dass Sie Ihr Weingut nicht länger halten können, mein lieber Seewald.« Er machte eine kurze Pause, um die Worte wirken zu lassen. »Sie sind am Ende. Endgültig. Sie wissen es bloß noch nicht.«

Ludwig starrte ihn ungläubig an und schnappte dann wie unter Atemnot nach Luft. Das Blut schoss ihm in den Kopf und pochte heiß in seinen Schläfen. »Sie ... Sie ... müssen nicht recht bei Sinnen sein!«, stieß er schließlich wutentbrannt hervor und sprang auf. »Und ich denke nicht daran, mir noch länger Ihre ... Ihre ebenso lächerlichen wie beleidigenden Reden und die Unverschämtheiten Ihres Sohnes anzuhören. Komm, Anna! Wir sind doch nicht auf das Wohlwollen von Mister Finnegan angewiesen!«

»Wahrhaftig nicht!«, bekräftigte Anna und stand abrupt auf.